

Anzeiger f. d. Rhodgau Rheingau Zeitung Flörsheimer Anzeiger

Schneid: Dinnings, Donnerstags, Sonntags (mit illux. Beilage) Dend u.
Beilage, sowie verantwortliche Schriftleitung Heinrich Dreisbach,
München: a. R. Schneid. Telefon Rr. 59. Beilagskonto 188 67 Frankfurt



Anzeigen kosten die 6-gespaltene Zeile oder deren Raum 12 Pfennig, auswärts 15 Pfennig. Reklamen die 6-gespaltene Zeile oder deren Raum 30 Pfennig. Der Bezugspreis beträgt 90 Pfennig ohne Trägerlohn.

NUMBER 22

Samstag, den 20. Februar 1932

36. Jahrgang

Sporthaus

Berlin, 20. Februar.

191 Der Wiederausammentritt des Reichstages am nächsten Dienstag erfolgt in einer Atmosphäre höchster politischer Spannung. Die bevorstehende Präsidentschaftswahl hat die ohnedies schon heftigen Gegensätze noch weiter vertieft. Die Opponentenparteien — und zwar sowohl die Rechtsopposition, als auch die Kommunisten — sind entschlossen, alles zu versuchen, um der Regierung Brüning eine Niederlage zu bereiten. Man muß daher den Mißtrauensanträgen der Opposition größte Bedeutung beimessen. Wie die Dinge liegen, ist es noch durchaus unsicher, ob der Reichstanzler eine Ablehnung dieser Anträge rechnen kann. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Sozialdemokraten in den Fraktionen, die das Reichskabinett bisher unterstützt, oder — wie die Sozialdemokraten — durch Stimmenthaltung „toleriert“ haben, eine gewisse Mißstimmung zu bemerken. Besonders scharfe Anfeindungen richteten die Sozialdemokraten und neuerdings auch die Sozialistische Partei gegen den Reichswehrminister Groener. Diese Unstimmigkeiten hoffen natürlich die Gegner des Reichskabinetts.

Bei dieser Sachlage darf man sich auf heftige politische Kämpfe im Reichstage gefaßt machen. Sie bilden gewissermaßen den Auftakt zu der bevorstehenden Reichspräsidentenwahl. Selbstverständlich wird der Ausgang dieser Denen und vor allem die Entscheidung über die Mißtrauungsanträge gegen das Reichskabinet von großer Bedeutung für die Präsidentenwahl selbst.

Die Kandidatur Hindenburgs.

München, 20. Februar.

Wie der Hindenburg-Ausschuß Bayern mitteilt, haben
ende bayerische Persönlichkeiten Danttelegramme an den
Präsidenten wegen der Annahme seiner Kandidatur
schickt: Freiherr von Cramer-Klett, General der Infan-
terie Albert von Schön, Generalleutnant Karl von Schach,
der Führer des Bayerischen Heimatbundes Escherich.
Die Bayerische Volkspartei erläßt jetzt einen
öffentlichen Aufruf für die Kandidatur Hindenburg. Es
ist darin zum Schluß:

20 In seinem — Hindenburgs — Namen wollen wir ganz
45 ständisch geehrt sein: Einig in seinen Stämmen, einig
42 in seinen Bekenntnissen! Wir wollen
20 Hindenburg nur an Deutschland denken und mit ihm
dem einen Ziel nachgehen, Deutschland zu retten und uns
aller Bedrückung und Schmach frei zu machen.

Neue Rotverordnung.

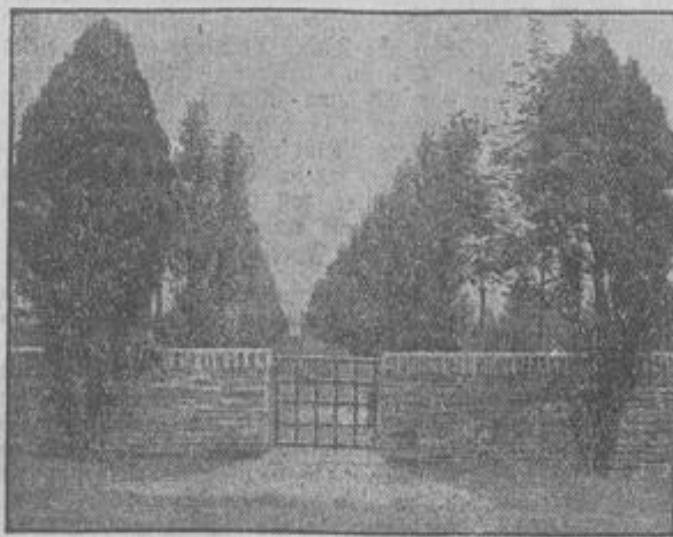
Berlin, 20. Februar.

Das Reichskabinett hat eine neue Notver-
ordnung zur Ergänzung der Vorschriften der Zwangs-
ordnung bei landwirtschaftlichen Betrieben
über das Sicherungsverfahren verabschiedet.
Der Reichspräsident hat am Freitag diese Verordnung
zeichnet. Es handelt sich im wesentlichen um Ergän-
gen des dritten Teiles der vierten Notverordnung vom
Dezember und der Sicherungsverordnung vom 17. No-
vember 1931.

Gegen die Kapitalflucht ins Ausland.

Die starken Devisenabflüsse der letzten Wochen sind, wie
sich mitgeteilt wird, offenbar im erheblichen Umfang
auf zurückzuführen, daß Inländer unter Missachtung
bisherigen Vorkrisen zum Zweck der Kapital-
sicht Reichsmarkbeträge in das Ausland geschafft
und daß Ausländer teilweise unter Mitwirkung
inländischen Personen es verstanden haben, die Be-
antungen zu umgehen, denen an sich der Erlös ihrer
Inland getätigten Effektenverkäufe unterliegt. Auch diese
Tage sind entweder in bar über die Grenze geschafft
unter Verschleierung des wahren Sachverhalts auf
Konten bei deutschen Banken eingezahlt worden. In-
dessen hat der Rückfluß von Reichsmarknoten aus dem
Land eine auffallende Zunahme erfahren. Die Reichs-
regierung hält es im Einvernehmen mit der Reichsbank für
erforderlich, diesen Wachsenschaften nachdrücklich entgegen-
zutreten.

Die hiesigen erlassene zehnte Durchführungsverordnung
Devisenverordnung bestimmt daher, daß Reichsmar-
n, die aus dem Auslande oder dem Saargebiet an in-
ische Kreditinstitute eingefandt werden, dort nur auf
sconto gutgebracht werden dürfen. Ebenso kommen
zahlungen von Ausländern, die im Inland auf Aus-
konten geleistet werden, zunächst auf Scheckkonto.
Verfügung über dieses Sperrguthaben wird nur ge-
et werden, wenn der Nachweis geführt wird, daß die
ezahlten Beträge dem betreffenden Ausländer mit Ge-
gung der Devisenbewirtschaftungsstelle im Inland
gehandelt wurden oder daß er sie in anderer Form als
Reichsmarknoten aus dem Ausland mitgebracht oder von
zugehandelt erhalten hat.



Deutsche Kriegsgräberstätte Wambredies.

La Justice, Dep. Nord, Frankreich, nach dem Ausbau durch
den Volkshund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.
(Aus dem Archiv des Volkshundes Deutsche Kriegsgräber-
fürsorge.)

Dente daran!

Zum Volksstrauerlag 1932. — (21. Februar.)

„Löscht auch der Wind die letzte Spur
Von einem, der zur Fahne schwur,
Ist dies des Schicksals Wollen.

Wusch Regen auch den Namen ab
Vom Schläfer im Soldatengrab,
Den Schwur hat er gehalten!"

Schon so manches Jahr ist jetzt darüber hingegangen, seitdem der furchtbarste aller Kriege zu Ende ging, aber die Wunden, die er schlug, dem einzelnen wie dem ganzen Volke, sie haben sich noch nicht geschlossen und werden sich

voraussichtlich auch noch lange nicht schließen, — auch wenn der Weltkrieg bereits Geschichte geworden sein wird. — Unsere Gedanken schweifen zurück, und viel ferner scheint dies alles schon gerückt, als die Jahre es sagen, die seitdem vergangen sind, da man diesem die Hand drückte, zum letztenmal, und jenem Gebewohl sagte, auf Nimmerwiedersehen. In der Erinnerung formt sich Schattenhaftes zu festen Umrissen.

Heute haben wir bereits wieder eine Generation, für die der Weltkrieg fast nur noch ein leerer Begriff geworden ist, die die Schrecken des Völkerrings nur noch aus den Erzählungen der Eltern kennenlernten oder aus Schulbüchern die Daten der großen Schlachten sich einprägen muß.

Und doch: Es gibt kein Vergessen für den Gram und den Kummer, der dieser Weltkrieg heraufbeschwor. Und all die Trostworte, die bei dieser und jener Gelegenheit ausgesprochen wurden, sind doch nur ein schwacher Balsam für den Schmerz derer, die ihr Liebstes verloren und die diesen Verlust bis heute nicht zu überwinden imstande waren. Mütter, die den Sohn dahingaben, der oft ihr ein und alles gewesen, und die jetzt einsam und vergramt das Alter tragen; Frauen, die den Gatten und Ernährer verloren und die nun einen verzweifeltten Existenzkampf führen müssen — für sie alle ist der Krieg nicht vergessen, noch lange nicht. — Es waren ihrer zu viele, die nicht zur Heimat zurückgekehrt sind. Walter Bloch, der bekannte Schriftsteller, verlierte es, uns die gewaltige Größe dieses Heeres der Gefallenen klarzumachen in einem Artikel: „Der Vorbeimarsch der Toten“. Unter Zugrundelegung von rund einer Million und achtmalhunderttausend Toten unserer Armee berechnete er den ununterbrochenen Vorbeimarsch dieses schweigenden Heeres bei normaler Marschleistung (je Kilometer in zehn Minuten) auf 363 Stunden oder fünf-
zehn Tage und Nächte!

Diese Plakate geben wenigstens eine entfernte Vorstellung von den ungeheuren Opfern, die unsere Nation im Weltkriege gebracht hat.

Aber nicht nur unserer Gefallenen auf dem Schlachtfelde wollen wir heute gedenken, sondern auch der hinterm Stacheldraht Gestorbenen im fremden Lande. Es starben z. B. im Lager von Sipote (Rumänien) von 4000 3850, im Lager von Tozsoe von 25 000 17 000. In Frankreich blieben hinter dem Stacheldraht 25 229 Tote und das Schicksal von mehr als 50 000 i. d. Rußland und mehr als 40 000 in Frankreich umhüllt ein eiseses Schweigen!

Diese Zahlen singen das Lied vom Sterben in der Gefangenenschaft, vom Sterben in Ketten, Fritz Ibrügger schreibt darüber im „Jungdeutschen“: „Solch ein Lied hat eine eigene Melodie. Wer seinen Klang einmal verspürte, irgendwo in der weiten Welt, wo das Plätschen zum Sterben von Stacheldraht oder hohen Mauern umgeben war, dem hat dieses Lied mit seinem dumpfen Klang die Seele aufgewühlt. Die Heimatferne macht ja das Sterben in

der Gefangenschaft so furchtbar schwer. Einsam und verlassen kämpfte so mancher seinen letzten Kampf. Ein deutsches Wort, ein einziges Mal noch den Klang der Muttersprache! Mit diesem Wunsche im todwunden Herzen mancher Sohn Deutschlands seinen Geist auf. Die Sehnsucht nach der Heimat Erde ist den Menschen ins Herz gepflanzt. Denen, die alles hingaben für ihr Volk, die im Mai ihres Lebens zu Boden sanken, blieb es versagt, wenigstens im Tode zur Heimat zurückzuführen. Aber kann auch unsere Liebe die zahllosen Gräber in aller Welt nicht schmücken, die Gedanken eines ganzen Volkes wallfahren heute zu ihnen, um zu danken für das große Opfer ihres Lebens.

H. Janßen.

24. Antibiotik

Der nächste Sonntag ist dem Andenken der im Weltkrieg gefallenen deutschen Männer geweiht. Der Gedenktag entspringt privater Initiative, denn leider gibt es noch immer keinen amtlichen Volkstrauertag, der im ganzen Reiche von Rechtswegen gehalten und geheiligt wird. Wieder ein Beweis dafür, wie schwer es bei uns ist, auch für Empfindungen, die das ganze Volk bewegen, den passenden einheitlichen Ausdruck zu finden. Im übrigen liegen die Dinge heute so, daß man auch nicht zu hoffen wagen darf, der Gefallenen-gedenktag werde die Herzen des ganzen deutschen Volkes empfänglich machen für die Mahnung, die der Opfertod der deutschen Kriegshelden den Ueberlebenden immer wieder zuruft: „Seid einig, einig, einig!“ Vielleidt aber gibt es in deutschen Landen wenigstens noch da und dort Männer und Frauen, die am Sonntag „Reminiscere“ (zu deutsch: „Erinnert Euch!“) solcher Mahnung eingedenk sind. Trotz aller Enttäuschungen den Glauben an Volk und Vaterland und an die Volksgemeinschaft nicht zu verlieren und in diesem Sinne zu wirken, das ist nationale Arbeit im schönsten Sinne des Wortes. Und heißt zugleich im Geiste der zwei Millionen Männer handeln, die im Weltkrieg für uns gestorben sind!

Und nun zu den Fragen des Tages. Der Aufmarsch zur Reichspräsidentenwahl ist jetzt klarer zu überschauen. Herr von Hindenburg hat sich entschlossen, die Kandidatur anzunehmen, die ihm von dem überparteilichen Ausschuss aus Grund der von ihm gesammelten drei Millionen Unterschriften angetragen worden ist. Man versteht, daß dem greisen Reichspräsidenten diese Entscheidung nicht leicht geworden ist: mit 84 Jahren, im letzten Abschnitt eines Lebens der Arbeit und Pflichterfüllung, gibt es als Triebfeder für schwere Entschlüsse keinen persönlichen Ehrgeiz mehr. Auch in den Reihen der Gegner der Kandidatur Hindenburg wird daher niemand sein, der daran zweifelt, daß Hindenburgs Zusage ein Opfer bedeutet, das er nur gebracht hat in der Ueberzeugung von dessen Nothwendigkeit für das Vaterland. So gesehen, ist es bedauerlich, daß nicht das ganze Volk seine Kandidatur freudig unterstützt. Aber bei der schon seit vielen Monaten bis zum Blauen gespannten innerpolitischen Atmosphäre mußte ja von Anfang an damit gerechnet werden, daß eine Einigung nicht möglich sei. So ist die Lage nun die, daß Nationalsozialisten, Deutschnationale, Reichslandbund und Stahlhelm die Kandidatur Hindenburg ablehnen und sich auf einen gemeinsamen Gegenkandidaten einigen werden. Ob diese Gegenkandidatur erst für den zweiten Wahlgang aufgestellt wird, so daß für die erste Wahl am 13. März die erwähnten Oppositionsgruppen mit einzelnen Kandidaten hervortreten, ist im Augenblick, da diese Zeilen zum Druck gehen, noch nicht bekannt. Wenn man wenigstens auf einen ruhigen und vornehmen Wahlkampf hoffen dürfte! Leider aber kann nicht einmal davon die Rede sein. Die blutigen Zusammenstöße, die sich in den letzten Tagen zwischen politischen Gegnern wieder ereigneten — auch die Schlägereien im badischen und im hessischen Landtag —, sind schlechte Ausstärke zur Wahlbewegung!

Außenpolitisch war es wieder eine ereignisreiche Woche. Da ist zunächst zu erwähnen die englisch-französische Einigung über die Abhaltung

einer internationalen Konferenz zur dauerhaften Regelung der Tributfrage. „Dauerhaft“ (im französischen Originaltext der Mitteilung: durable) — was soll das heißen? Deutschland, England und Italien wünschen bekanntlich eine endgültige Lösung der Tributfrage, Frankreich nur eine vorläufige. Preisfrage: bedeutet „dauerhaft“ nun jenseit wie endgültig? Wir glauben es nicht. Offensichtlich haben die in der Anwendung solcher Worte ja besonders geschickten Franzosen diesen Ausdruck durchgesetzt, weil sich jeder etwas anderes darunter vorstellen kann. Die Franzosen werden also zur Konferenz kommen in der Absicht, nur eine vorläufige Regelung zu treffen. Der Gegensatz zur deutschen Auffassung ist damit ohne weiteres gegeben. Bleibt nur zu wünschen, daß England bis zum 20. Juni, dem Beginn der Konferenz, nicht wieder umfällt, sondern, entsprechend seiner bisherigen Haltung, für die deutsche These auf Streichung der Krieges-tribut eintritt. Frankreich macht natürlich alle Anstren-

nungen, um England auf seine Seite zu ziehen. Sehr ver-
dächtig erscheint uns, daß die französische Regierung die
erst vor einiger Zeit erhöhten Einfuhrzölle für englische
Waren in den letzten Tagen wieder ermäßigt hat. Sollte
Frankreich für dieses Entgegenkommen von England ins-
geheim einen Preis verlangt und schon erhalten haben?
Etwa in der Form einer Zusage, daß England sich auf
der Konferenz dem französischen Standpunkt an-
schließt? Man muß auf alles gefaßt sein!

Der Regierungswechsel in Frankreich
wird auf diese Dinge ohne Einfluß sein. Denn das Ka-
binett Laval ist aus rein innerpolitischen Gründen ge-
stürzt worden. Der Senat — das Oberhaus des fran-
zösischen Parlaments — hat von der Wahlreform, die das
Abgeordnetenhaus beschlossen und der die Regierung zu-
gestimmt hatte, nichts wissen wollen. Deshalb entzog er
dem Kabinett Laval sein Vertrauen. Deutschland hat we-
der Anlaß, dem Kabinett Laval nachzutrauern, noch sich
über seinen Sturz zu freuen. Die deutsch-französischen Be-
ziehungen werden auch unter einem neuen Kabinett blei-
ben, wie sie zur Zeit sind. Umso mehr, als auch das neue
französische Kabinett ja nur ein Übergangskabinett sein
kann. Spätestens Ende Mai dieses Jahres werden Neu-
wahlen zum französischen Parlament sein, und von ihrem
Ausgange wird es abhängen, ob und wie der Kurs der
französischen Außenpolitik geändert werden soll. Aber
selbst wenn es dann zu einer Kursänderung kommen
sollte: für die uns am meisten interessierenden Fragen,
nämlich Kriegskredit und Abrüstung wird sie
nicht von Bedeutung sein. In diesen Fragen sind sich
alle Franzosen — sie mögen innerpolitisch rechts oder
links stehen — einig. Was von Frankreich in der Frage
der Abrüstung zu erwarten ist (nämlich nichts!), das hat
der bisherige Verlauf der Genfer Abrüstungskonferenz wie-
der einmal deutlich gezeigt.

Lokales

Flörsheim a. M., den 20. Februar 1932.

Der Weg ins Leben.

Die Abiturienten haben die mit Bangen erwartete
Reisepflicht hinter sich. Sie sehen den Weg ins Le-
ben offen vor sich. Auch die Klassen der Volksschulen
entlassen bald wieder die Scharen der jungen Leute in die
einzelnen Berufe. Wie alljährlich, so macht sich auch jetzt
der reife Teil des jungen Volkes daran, den großen Marsch
ins Leben hinein vorzubereiten und anzutreten. Und wieder
halten sie mit den Lehrern und Erziehern Ausschau nach Weg-
weisern, wieder wird die entscheidende, schicksalvolle Frage er-
wogen: Was sollen wir werden, welchen Beruf sollen wir
ergreifen? Es bleibt nicht aus, daß man den jungen Leuten
mit Sorge zusieht. Denn in der Zeit größter Arbeitslosigkeit
und sich stets vermindern der Stellenzahl und angesichts einer
ungewissen Zukunft ist der Weg ins Leben schwer, jedenfalls
viel schwerer als irgendwann zu früheren Zeiten.

Aber deshalb braucht die Jugend nicht den Kopf hängen
zu lassen. Noch immer gilt das Wort, daß man zuerst einmal
etwas lernen muß, damit man etwas kann. Es ist auch heute
noch so, daß die Meister nicht vom Himmel fallen und daß
man sich Stufe um Stufe auf der Lebensleiter mühsam er-
ringen und verdienen muß. Der beste Rat, den man geben
kann, ist der einzige: welchen Beruf auch der junge Mensch er-
greifen möge, er möge ihn so erlernen, daß er in ihm ein-
mal seinen ganzen Mann stellen und daß er in ihm
Leistungen hervorbringen kann. Geht mit der beruflichen
Fort- und Ausbildung der Jugend dann auch eine seelische
und charakterliche Bildung Hand in Hand, stehen die Jungen
von heute, bereitet zu Männern gereift, als vollgültige Per-
sönlichkeiten in der Welt, dann braucht man um sie keine
Bange zu haben; sie werden ihren Weg gehen — der Zeit
und den widrigen Zeitumständen gerade zum Trotz.

Todesfall. Am Donnerstag starb um 3 Uhr, Frau
Lorez Rauheimer, Hauptstraße wohnhaft, nach kurzem Lei-
den im Alter von 48 Jahren. — Der Schicksalsschlag ist für
die Familie umso härter, als auch die 1. Ehefrau des Herrn

Rauheimer, seinerzeit im besten Lebensalter, im Wochenbett
ganz plötzlich starb. Die Beerdigung findet am Sonntag
statt. Sie ruhe in Frieden!

Die Beerdigung des verstorbenen Herrn Gz. Friedrich
Schleibt am letzten Donnerstag gestaltete sich zu einer ein-
drucksvollen Kundgebung der Flörsheimer Einwohnerschaft
für einen ziemlich plötzlich aus unserer Mitte gerissenen Flörs-
heimer Bürger, Handwerker und Geschäftsmann. Herr Schleibt
gehörte dem Verein alter Kameraden an, der es sich wie
auch sonstige Vereine, deren Mitglied der Verstorbene war,
nicht nehmen ließ, sein altes, bewährtes Mitglied mit be-
sonderen Ehren und Musik zu begraben. Die allseitige Teil-
nahme beim Tode und der Beerdigung des Heimgegangenen
gab Zeugnis dafür, in welchem Maß Herr Schleibt hier-
selbst in Achtung und Ansehen stand. Möge er in Frieden
ruhen!

Der noch feste Stand des Eises am Obermain.
Während bei uns der Main bis auf das Saumeis frei ist,
wird vom Obermain gemeldet, daß dort auf der rund zwei
Kilometer langen Straße von Selgenstadt bis Krogenburg
der Fluß noch vollständig zugefroren ist und das Eis durch
das Zusammenschieben und Festfrieren eine Dike von fünf
bis sechs Metern aufweist. An der Krogenburger Schleuse
wird ständig gearbeitet, um die Trommelwehre mit Gewalt
niederzubrechen, damit das Wasser gestaut werden kann und
damit die Eisbede gesprengt wird. Doch bis jetzt ist dieses
noch nicht gelungen. So muß wärmere Witterung abge-
wartet werden, um das Eis zum Abgang zu bringen. So
dürften wir in den nächsten Tagen daher noch einen Eis-
gang erleben. Die Schifffahrt bleibt vorläufig noch gesperrt.
Durch den starken Frost der letzten Tage und die geringen
Niederschläge in diesem Winter, fast kein Schnee, haben die
Flußläufe gegenwärtig einen nur geringen Wasserstand. Wir
müssen daher auf ein feuchtes Frühjahr hoffen.

Die Schlußprüfung der Fastnachtsjugendkommission fand
am Mittwochabend in der „Krone“ statt. Hauptpunkt der Ta-
gesordnung war die Abrechnung. Trotz der geringen Einnah-
men verblieben bei der äußerst sparsamen Verwaltung noch
97.66 RM. 50 Pf. davon wurden dem Wohlfahrtsverein
und 47.66 M. der Winterhilfe überwiesen. Wenn man ferner be-
denkt, daß beim Programmverkauf ca. 56. — RM. an erwerbs-
lose Verkäufer gezahlt wurden, so beträgt die Gesamtsumme
die zur Steuerung der Not aufgebracht wurde ca. 153. — RM.
und bedeutet in dieser finanzschwachen Zeit einen schönen Er-
folg. Die Kassenträger sprachen einstimmig ihren Dank für die
prompte Verwaltung dem Zugelassenen M. Finger aus. Die
Ortspreisse soll gebeten werden eine öffentliche Danksaugung
im allgemeinen Interesse kostenlos zu bringen. Zum Schluß
wurde der Wunsch von einzelnen Vereinsvertretern laut schon
von jezt ab an dem nächstjährigen Zug zu arbeiten der noch
besser werden müßte und finanziell mehr erbringen soll.
(Hoffentlich schmilzt dieser Wunsch unter den Strahlen der
Sonne nicht zu arg zusammen.)

Wo die Not am größten ist. — Gena da dieser
Tage ein hier bestens bekannter, schon viele Jahre ausge-
steueter Wohlfahrtsempfänger über die Grabenstraße ganz
in Gedanken über die täglichen Nahrungsorgen, als plötz-
lich unerwartet vor ihm eine große Zerkelatur erschien. Hö-
ren wir was er uns darüber selbst weiter zu berichten hat:
„Do lag also die Waise mitte uff de Gah! Geht her
oder nit? Und weil sie mich weiterhin anlachte, ver-
wandelte ich sie, schob sie unter starker Bedeckung in die
Tasche und ging eilends nach Hause. Als die „Gemahlin“ die
Waise sah, erwachte in ihr der Tatendrang und blü-
hschnell war sie entzwei geschnitten. Ich bin unschuldig an dieser
Hinrichtung und möchte deshalb hier an dieser Stelle an den
edlen Berliner meinen wärmsten Dank aussprechen. Philipp
i. Rex.“

Furchtbar ist das Los der armen Mädchen die ge-
wissenlosen Mädchenhändlern in die Netze gehen. Darum El-
tern, schützt eure Kinder und seht euch selbst diesen ganz her-
vorragenden Segelfilms an. der Euch die furchtbaren Lei-
den dieser Armen zeigt, die auf solche Inserate: „Tänzerin-
nen für Südamerika gesucht, Off. unter 11769 an die Ge-
schäftsstelle“, schreiben. Dieser Film wird Samstag und Sonn-
tag nur in der Abendvorstellung gezeigt. In der Kindervor-
stellung gibt es ein anderes Programm.

Humoristische Musikgesellschaft Lyra. Flörsheim. Am
Donnerstag, den 18. Februar feierte Herr Reichsbahn-As-

sistent Friß Bauer, Höchst a. M., ein geborener Flörs-
heim Sohn von Jakob Bauer, sein 25jähriges Dienstjubiläum.
Allen Seiten gingen ihm die besten Wünsche zu. Aus
Hum. Musikgesellschaft „Lyra“ 1897; mochte es nicht
lassen, ihrem langjährigen Ehrenmitglied Friß Bauer
zu überreichen. Feierte doch Ehrenmitglied Friß Bauer
vergangenem Jahr sein 25jähriges Jubiläum bei der
Lyra, ihrem langjährigen Ehrenmitglied zu pflegen, der
Die humoristische Musik zu hegen und zu pflegen, der
schon immer am Herzen. Als langjähriger Vorsitzender
stand er es immer, den Verein auf der Höhe zu halten.
Stets stand er mit Rat und Tat treu zur Seite. Auch
noch, trotzdem Friß Bauer in Höchst wohnt, hält er die
„Lyra“. Wir wünschen ihm noch viele Jahre Glück und
Jugend mit einem kräftigen „Mit Heil!“

Preis-Kommisär und Filmindustrie. Der Reichs-
kommissar für die Preisüberwachung hat an die bei der Film-
herstellung beteiligten Firmen, Verbände und Organi-
sationen eine Anordnung erlassen, die die Ausbreitung
einer hochwertigen deutschen Filmherzeugung zu
die Beibehaltung billiger, der Kaufkraft der Bevölkerung zu
entsprechender Eintrittspreise bewirkt. Die Anord-
nung richtet sich u. a. an die Hersteller von Rohfilmen, die
Preise um mindestens 10 v. H. zu senken haben. Die An-
ordnung gibt nach Ansicht des Reichskommissars insge-
samkeit, die Kosten der Filmherstellung um etwa 20
zu senken.

Für die Hausfrau

Die Pflege der Türen

Türen werden fast ausnahmslos stark beansprucht
brauchen deshalb naturgemäß häufige Reinigung. Be-
sonders man gestrichene und weißlackierte Türen nur sel-
ten, besten nicht mehr als zweimal im Jahre reinigen, zu-
ber wird man damit doch nicht auskommen, und es
wenn die Türen durch häufiges Reinigen gar zu un-
lich geworden sind, eben nichts als frischer Anstrich.
Ob man sich das selbst zutraut, muß man selber
Viele bringen es mit japanischem Emaillelack ganz gut
aber die vom Maler gestrichene Tür wird sicherlich
aussehen und auch länger halten.

Mit Sodawasser oder heißem Wasser dürfen
Türen nicht zusammengebracht werden. Am besten
man dann wenn man von der so beliebten Scheu-
den Türen ganz absieht, sie nur abstaubt und dann
Bohrerwachs abreibt. Es leuchtet ein, daß durch
festhaltigen Schutzanstrich der Anstrich selbst eine be-
lange Haltbarkeit bekommt. Abreiben mit kaltem
dem etwas Salzwasser zugelegt ist, schadet auch nur
Weißlackierte Türen mag man mit einem nassen Was-
abreiben, der in Schleimkreide getaucht worden ist.
spült mit reinem lauwarmem Wasser nach. Richtig
wird man etwas bohren.

Türklinen und Türschlösser sind entweder aus
oder aus Messing. Bronzebeschläge reinigt man mit
Wirdlederlappen, der in Spiritus getaucht wird. Mo-
tätig abreiben, bis der Zweck erreicht ist. Messing
und ebensolche Türschlösser reibt man täglich mit
Ledertappen ab. Einmal wöchentlich werden wir
flüssigem Metallpulver blankreiben. Stark verschmutzte
mit Grünspan behaftete Griffe reinigt man mit Benzol
und Sand oder gereinigtem Bimsstein.

Koch-Rezepte.

Pikanter Salat. Gekochter Fisch wird von den
befreit und in kleinere Stücke zerteilt. Man kocht Ma-
ab und schneidet diese wie auch Sellerie und gekochte
tosseln, alles zu gleichen Teilen, in kleine Würfel.
rührt man eine Mayonnaise aus 2 Eigelb und 1/4
lept 2 Eßlöffel dickes Tomatenpüree zu und knapp
lösel Paprika. Pfeffer, Salz und Essig sind nach Ge-
hinzuzufügen. Mit dieser Soße vermischt man die ge-
nen Bestandteile, läßt den Salat einige Stunden
ziehen und schmeckt ihn vor dem Anrichten noch
Er wird auf einer Salatschüssel angerichtet und mit
blättern und Eiern verzehrt.

Das Auge des Rä.

Roman von Edmund Abbott.

Copyright by R. & E. Gresser & M. D. Kollatt.

Noch immer zitterte Unglaube in Eljas Blick. Sie
sah Alworthy an, als fürchte sie, jeden Augenblick
ihm ein Gelächter zu hören und zu erfahren, daß er
einen Scherz mit ihr getrieben habe. Ja, es wäre
nicht unglaublich erschienen, wenn es sich jetzt plötzlich
herausgestellt hätte, daß Alworthy gar nicht reich war
und keinen einzelnen ihrer Wünsche erfüllen konnte. Sie
hätte leichter daran glauben können als an den Reich-
tum, der plötzlich und zauberhaft vor ihr ausgebreitet
liegen sollte.

„Sie dürfen wünschen!“ wiederholte Alworthy ruhig.
„Ich — darf — wünschen?“ Das klang wie eine
Frage, wie ein Bemühen, sich zurechtzufinden in der
Umgebung, in der Gegenwart. Sie strich sich über die
Stirn: Da sah Frank Howard Alworthy, von dem Au-
fuss ihr gesagt hatte, daß er einer der reichsten Männer
der Erde sei. Sie sah durch das Zimmer, hörte von
draußen eine gedämpfte Musik hereindringen, und wie-
der blieben ihre Blicke auf Alworthy haften. Sie be-
trachtete ihn fast mit Angst, als käme aus seinen Hän-
den jene Ueberfülle, an der sie zugrunde gehen mußte.
Über plötzlich sprudelte sie hervor: „Schaffen Sie mir
ein Haus oder mehrere mit Gärten und allem Luxus,
der denkbar ist, Wagen, alles, alles. Ich will feste ge-
ben und verschwenden! Lassen Sie Ihrer Phantasie
freien Lauf! Schmutz will ich haben, Kostbarkeiten.
Ein Theater will ich haben! Alles! Alles!“

Noch immer war auf seinem Gesicht das fluge, über-
legene Lächeln, als er sich verneigte: „Lassen Sie mir
etwas Zeit, und ich hoffe, daß ich einen Teil Ihrer

Wünsche, wenigstens soweit das möglich ist, erfüllt
habe.“

Da tat Elja einen kurzen lauten Schrei. Langsam
wich sie zurück, trat Schritt für Schritt von Alworthy zu-
rück, und Angst war das, was ihr Gesicht entstellte.
Plötzlich warf sie sich über das Sofa und vergrub ihren
Kopf in die verhängten Arme.

Alworthy stand auf: mitten im Zimmer und sah
auf Elja nieder, er sah ihre schmiegsamen, zierlichen
Arme zucken, er sah ihren weißen Hals und ihren
Nacken sich leuchtend abheben von der dunklen Seide des
Kleides, er sah ihre Schenkel sich wölben unter dem straf-
gepannten Stoff. Er tat einen zögernden Schritt,
zaghaft und schwer. Dann warf er sich nieder, preßte
seinen Kopf zwischen ihre Knie. Elja hob wie in Ab-
wehr die Hände. Ein Schrei erstarrte in ihrer Kehle.
Dann war es ihr, als fiele eine furchtbare Spannung
von ihr ab. Ihre Glieder und ihre Gedanken lösten sich
aus einem Krampf. Sie hob Alworthys Kopf zu sich
empor, sah ihm in die Augen und küßte ihn dann mit
irrer Leidenschaft auf den Mund.

Dreizehntes Kapitel.

Elmor von Roth war überall. Ihr weißer, aller-
dings hier und da von Hitze und Säuren braun ge-
brannter Leinentittel flatterte überall: im Laboratorium
zwischen den Batterien von Flaschen, den Retorten und
Bunsenbrennern, den Schalen und Reagenzgläsern; er
flatterte zwischen den Sandhaufen und den Formkästen
der Gießerei und bei den fauchenden Schmelzöfen; er
wurde am Fenster des Kontors sichtbar und im Metall-
lager. Elmor von Roth war überall, und wo sie war,
da rief man ihr einen Gruß zu. Der baumlange Schmel-
zer mit dem hängenden schwarzen Schnurrbart ließ es
sich nicht nehmen, jeden Morgen bei ihr anzutreten, und

ihr die Hand zu schütteln, bevor er an seine Arbeit
und seine Hände noch sauber waren. Am Abend,
man sich verabschiedete, kam es auf saubere Hände
mehr so genau an: da waren Elmor's Hände auch
mehr rein. Sie lernte es, die Regierungen schon nach



Ansehen und dem Gewicht annähernd zu bestimmen.
ließ sich von dem Schmelzer eine blaue Brille geben
sah hinein in die Defen, in das geschmolzene Metall
lernte erkennen, wann die Charge „gar“ geworden
ließ sich über die Zusammensetzung des Materials
richten und über die verschiedenen Verwendungszwe-
keiten.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Umgebung

Seciferrin

Millionenfach bewährt bei
Nervosität, Kopfschmerzen
Schlaflosigkeit
10% Preisermäßigung.
In Apotheken u. Drogerien

Dep. i. Flörsheim: Drogerie Hch. Schmitt, Wickererstr.

Bekanntmachungen der Gemeinde Klörshelm

Der unterzeichnete Ausschuss für Winterhilfe bittet die verehrl. Einwohnerschaft Hirsheims soweit wie möglich alle überflüssigen Kleidungsstücke, Wäsche und Schuhwerk zu Gunsten der nothleidenden Bevölkerung abzugeben.

Die Schwestern des St. Josefshauses in der Grabenstr. haben sich bereitwilligt zur Verfügung gestellt, die abzuliefernden Sachen jeden Dienstag von 4—6 Uhr nachmittags in ihrem Heim entgegenzunehmen. Die Ausbesserung und Wiederinstandsetzung erfolgt dortselbst.

Der Ausschuss für die Winterhilfe:
i. A. Laud, Bürgermeister

Schüleraufnahme zu Ostern 1932

Zur Aufnahme in die Grundschule sind alle Kinder, die vor dem 1. Juli 1926 geboren sind, also bis zum 30. Juni 1932 das 6. Lebensjahr vollenden, anzumelden und zwar vom

16. bis 20. Februar 1932
in der Riedschule, nachm. von 2.30 bis 3.30 Uhr.

Kinder, die das schulpflichtige Alter noch nicht erreicht haben, können für die Grundschule angemeldet werden, wenn sie bis zum

30. September 1932
das 6. Lebensjahr vollenden. Die Aufnahme dieser Kinder ist abhängig davon, daß sie die für den Schulbesuch erforderliche geistige und körperliche Reife besitzen. Der Impfschein ist vorzulegen.

Auswärts geborene Kinder sind anzumelden unter Vorlage des Geburtscheines und Impfscheines.
Der Schulleiter: Glud, Rektor.

In letzter Zeit sind wiederholt Fälle vorgekommen, daß an fremde Personen Wohnungen und Zimmer vermietet wurden, denen die Zuzugsgenehmigung versagt worden mußte. Die Vermieter werden nochmals ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, bei der hies. Polizeiverwaltung, Zimmer 3, des Rathhauses Erkundigungen einzuholen, ob der Anziehende überhaupt zuzugsberechtigt ist, anderenfalls die Gemeinde alle später evtl. entstehenden Mietausfälle pp. nicht übernimmt.
Der Bürgermeister: Laud.

**Sparen muß man
jeden Heller.**



**Du tuft's
halt Du Union im Keller.**

Am 13. August 1787 wurde dasselbe durch den Generalvikar Josef Freiherr Schüh von Holzhausen approbiert und für die Mainzer Diöcese vorgeschrieben.

Als Drucker und Verleger zeichnet die St. Rochus Hospitalbruderei durch J. Wirth in Mainz. Diese war für die damalige Zeit sehr gut eingerichtet. Der Verfasser gibt in einer langen Vorrede seine Ansicht kund u. glaubt, daß das Buch ohne

die geringsten Schwierigkeiten leicht einführbar sei. Zu den meisten Liedern seien die alten bekannten Melodien gewählt worden, nur einige seien neu hinzugekommen, die man nach und nach lernen könne — Die Hauptsache: beim öffentlichen Gesangsunterricht sei es nicht um die Höhe der Stimmen, sondern um die Freude an der Musik zu tun.

Gottesdienste sei, daß langsam feierlich und mit dem gehörigen Anstand gesungen und gebetet werde. Lieber solle man weniger singen, als durch lautes Schreien den Gottesdiensten verächtlich zu machen. — In jeder Gemeinde sollte sich ein Chor bilden um die Gesänge tüchtig einzuüben und dadurch

die allgemeine Harmonie zu erhalten. — In Flörsheim bestand ein Kirchenchor schon seit Jahrhunderten, dessen Hauptaufgabe die Einübung der lateinischen Gefänge war. Wir finden in alten Kirchenrechnungen, daß die Chorsänger zu Fastnacht, Frohnleichnamsfest, verlobten Tag jedesmal bis zu 4 Viertel Wein zu je 16 Schoppen, zusammen also 64 Schoppen, gependelt erhielten. Wir ersehen hieraus, daß der Flörsheimer Kirchenchor entweder sehr stark war oder daß die Sängcr alle sehr gute Weintekeln hatten. —

In seiner Vortrede sagt der Verfasser weiter, daß man schreiende Kinder und Erwachsene, die einer Melodie nicht launisch feiert und durch falsche Töne den Gesang stören, auf eine schädliche Art durch die Kirchenauffeßer zum Schweigen bringen müsse. Die Orgel sei, wenn sie gut geschlagen würde, die Seele des Kirchengelanges. Ungeschulte Organisten verdrängen dagegen den Gottesdienst. Es sei oft besser ohne Orgel zu singen, als daß ein disharmonisches Getrudel die Ohren der Kirchenbesucher martere.

(Fortsetzung folgt.)

Bestellungen auf das
Neue Limburger Gesangbuch
das in Kürze erscheint, Ganzleinen, Rotschnitt 2.50 Rm.
und bessere Ausführungen, nimmt entgegen
Buchhandlung Heinrich Dreisbach, Kirsheim

Buchhandlung Heinrich Dreisbach, Kförsheim

Der Sonntag

der „Flörsheimer Zeitung“

Nummer 7

Samstag, den 26. Februar 1932

36. Jahrgang

Denken Sie
einmal darüber
nach...

Wie verhält sich der Mensch
im Augenblick der Gefahr?

Von Dietrich Buchenberg

Wir unsere frühesten Erfahrungen waren beispielsweise Löwe und Tiger der bedeutendste und gefährlichste Feind. In unserem Jahrhundert ist an die Stelle des Tigers und Löwen das Auto getreten. Beobachten wir uns einmal selbst, wenn wir die Straße überqueren und plötzlich in laufender Fahrt ein Auto naht. Im Bruchteil einer Sekunde werden wir unseren Gang hemmen, und der schon zum Schreiten erhobene Fuß wird in spitzem Winkel auf die Erde gestellt. Eine Maßnahme, die wir noch weit häufiger in der Natur beobachten können. Wenn beispielsweise der Fuchs oder Hund eine plötzliche Gefahr bemerkt, stellt er eines seiner Vorderbeine im Winkel auf. Eine augenscheinliche Reaktion seines Instinktes, der sich dem ganzen Körper befiehlt, abzuwarten.

Auch hier herrscht keine Ueberlegung. Der ganze Körper wird mit einem plötzlichen Ruck zum Stillstand gezwungen und nur durch den Instinkt erfolgt die bremsende Bewegung des Fußes.

Wenn Sie schon einmal Gelegenheit fanden, einer Feuerstunde beizuwohnen, wird Ihnen vielleicht schon aufgefallen sein, wie unverständlich sich manche Menschen, die aus den brennenden Wohnungen flüchteten, benahmen. Da war oft schon das ganze Gebäude ein Raub der Flammen und jeder Versuch, etwas vom Hausrat zu retten, schien offensichtlich zwecklos. Plötzlich jedoch lief eine Frau schreiend in das Gebäude zurück, erscheinend später brennend einige Sekunden später wieder auf der Straße und hielt ein altes Bügellein in der Hand! Sie mußte eben unbedingt, koste es, was es wolle, etwas „retten!“

Von einem anderen seltsamen Vorgang berichtet der ehemalige Sportflieger Joachim de Haas. Er wurde, als er mit einem Geiswader Jagdflugzeug vor einem Aufstieg, von einem französischen Bombenleger in Brand geschossen. „Ich beobachtete“, so erzählte mir de Haas, „daß im selben Augenblick, in dem mein Apparat in Brand brannte, und die Pardunen gewarnt waren, eine merkwürdige Zerteilung meiner Persönlichkeit eintrat. Mein erstes Ich ließ in unheimlicher Schnelligkeit noch einmal mein ganzes bisheriges Leben vor meinem geistlichen Auge abrollen. Ich sah plötzlich Bilder vor mir, die schon längst ins Unter-



Originalsteinzeichnung von Käthe Kollwitz

Volkstrauertag

Mutter, es kommt nicht nach Haus
den du geboren —
Frau, von allen
Männern ist deiner gefallen —

Kinder — ihr habt euren Vater verloren!

Eine große Mutter
ist unser Land

Heldentod
hat eine sanfte Hand.

Kinder —
werdet wie er,
macht ihm nicht Schand!

Walter Heymann, gel. am 8. Januar 1932

bewußtsein gesunken waren. Das andere Ich jedoch überlegte noch während dieser Vorgänge, was ich tun müsse, um mich zu retten. Noch während sich Bild für Bild meiner fernsten Jugendzeit vor mir abrollte, griff ich schon zum Haltegurt und richtete mich mühselig auf. Im nächsten Bruchteil einer Sekunde stürzte ich mich kopfüber in die gähnende Tiefe, nach hunderten Metern öffnete sich knallend der Fallschirm: diesmal war es noch gut gegangen.

Der Kamerad

Ein paar Jahre nach Schluß des Krieges war ich noch ein kleiner Junge, der in die Schule ging und im Chor Sopran sang. Was sangen wir das ganze Jahr? Meist waren es wohl Chöre, wie alle Schulkinder sie singen. Einmal im Jahr aber kam ein kleines schwarzes Hestchen zum Vorschein, einmal wurden andere Chorstimmen verteilt. Und dann wußten wir — wir hatten uns auf eine Trauerfeier vorzubereiten.

Da gab es mancherlei besondere Rieder, die wir lernen mußten. Wir sangen sie frisch herunter, mit unseren unbeflümmelten Stimmen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sie in unserem Munde sehr

feierlich geklungen haben. Unter diesen Gesängen war auch einer, der hieß — ja, ich kann mich nicht mehr ganz erinnern, ich glaube, er hieß so ähnlich wie „Rosen“. Es war eigentlich ein Lied, wie andere auch. Es handelte von Rosen auf den Gräbern der Lieben — vielleicht war es ein bißchen befremdlicher als unser sonstiges Repertoire. Denn da kam eine dritte Strophe darin vor, die hieß so: „Tief im zitternden Herzen — wohnt die innere Kraft — die aus Gräbern uns Rosen — Freude aus Schmerzen schafft.“ Ich glaube, so hieß sie.

Aber warum ich das ganze erzähle — auf einer Gesangsprobe hielt Herr Mehnert, unser Lehrer, auf einmal inne und fragte uns eine höchst verwirrende Sache. Er fragte nämlich, welches wohl diese innere Kraft sei, die Freude aus Schmerzen schaffen könne — diese Kraft, die im Herzen „wohne“. Ja, hatten wir alle denn darüber nachgedacht? Nicht im mindesten! Wir hatten lustig drauflos gesungen — was wir da sangen, das wußten wir nicht, wir verließen uns darauf, daß es wohl stimmen werde. Aber jetzt?

Nach einer ratlosen Pause gingen mehrere Finger in die Höhe. Otto sagte zuversichtlich: „Na, die Erinnerung.“ Paul sagte: „Das Mitleid.“ Wir gaben alle eine

andere Antwort. Aber Herr Mehnert schüttelte nur seinen Kopf. Wußte er es denn besser? Wir versuchten es weiter. Die Trauer vielleicht? Die Sehnsucht? Der Glaube? Mit einem Male kam aus einer Ecke eine Stimme, wir wußten nicht, wer es gesagt hatte — doch, was es nicht der kleine Karl gewesen, den wir so oft und so gern genest hatten? Er sah da und sagte ganz einfach: „Die Liebe, Herr Mehnert.“ Wir lachten etwas. Dann waren wir plötzlich alle still. Und Herr Mehnert sagte: „Herrschaften, ihr habt ja keine Ahnung. Aber — er zögerte — ich glaube, was der Karl da gesagt hat, das kommt der Sache noch am nächsten.“ Was sollten wir nun darauf sagen? Wir waren doch sonst nicht so leicht um eine Antwort verlegen? Aber wir schwiegen.

Als der Volkstrauertag dann gekommen war, da sangen wir dieses Lied. Der kleine Karl stand unter uns — wir hatten so etwas wie Respekt vor ihm bekommen, mit einem Male. Aber wir ließen es uns natürlich nicht merken. Wir versuchten weiter, ihn zu veräppeln. Aber, was wir da so machten, das war ein bißchen schwächlich und ohne Ueberzeugung.

Ein halbes Jahr später fehlte der kleine Karl während ein paar Tagen in der Schule. Er hatte

wohl einen Schnupfen oder die Grippe, wie wir sie alle einmal erwischt hatten. Wir fragten nicht viel danach. Aber eines Morgens fing der Unterricht verspätet an. Eine Viertelstunde, nachdem es geschellt hatte, kam unser Klassenlehrer in die Klasse. Er sah so ernst aus. Hatte jemand was aus-gestessen? Er schaute nur ganz flüchtig auf die Bänke — schaute er nicht auch auf den kleinen Platz, den Karl seit ein paar Tagen leer gelassen hatte? Dann sagte er — und seine Stimme war anders, als wir sie sonst an ihm kannten — „Jungens, der kleine Karl ist gestern Abend gestorben.“

Wir sahen uns an. Was hatte er gesagt? Gestorben? In unserem Alter stirbt man doch nicht? Nein! Das ist doch nicht wahr! Da war das Tintensaf, das dem kleinen Karl gehörte. Da waren die winzigen Zeichnungen und Schmierereien auf seiner Bank. Neben dem Tintensaf, neben den Zeichnungen saß der Junge, der mit Karl immer den gleichen Schulweg hatte. Der sah zu Boden. Er war ganz weiß im Gesicht geworden.

Die dritte Stunde am Tage fiel aus. Es sollten alle Klassen in die Aula kommen. Vorher gab es noch eine kurze Gesangsprobe. Herr Mehnert stand schon da, als wir gemeinsam in den Gesangs-saal geführt wurden. Er hatte das schwarze Heftchen in der Hand. Als er darin blätterte, schien es uns, als lächelte er einen Moment ganz flüchtig. Die Stimmen, die er uns darauf verteilte, waren die Stimmen des Liedes, das so ähnlich heißt wie „Rosen“.

Wir sangen es durch. Kam es wirklich — daß unser Klassenchor anders klang als sonst? Die zweite Strophe war zu Ende. Die dritte begann: „Tief im zitternden Herzen...“ Was war denn nur? Das war doch ein ganz dummes Lied, so wie tausend andere. Aber die Kehle war uns so eng. Ganz zögernd sangen wir nur. Und auf einmal — wir brachen ab. Denn da lag der Junge, der mit Karl den gleichen Weg hatte. Er war auf seine Bank gefallen. Er hielt seinen Kopf in den Armen, Strähnen seines Haars darüber. Unbändiges Schluchzen erschütterte seinen ganzen kleinen Körper. Herr Mehnert war schnell bei ihm, nahm ihn bei der Hand, führte ihn heraus. Er blieb fünf Minuten fort. Während dieser Zeit sprachen wir alle kein Wort. Wir standen so schweigend da, daß wir sogar vergaßen, uns wieder hinzusetzen. Dann holte der Direktor und unser Ordinarius uns in die Aula.

Dort sangen wir das Lied noch ein letztes Mal. Wir hatten alle gehofft, es würde uns geschenkt werden — oder wir würden ein anderes singen. Aber wir mußten es noch einmal singen. Und in diesem Augenblick, glaube ich, verstanden die Meisten von uns, was mit dieser seltsamen dritten Strophe gemeint war. H a n s.



Schwanz aus Weiss

Ein Traum von Macht. Roman von Karl Wickerhauser.

(Urheberschutz durch Presse-Verlag Dr. H. Dammert, Berlin SW 68)

Inhalt der bisher erschienenen Kapitel:

Kurt Niemann, ein kleiner Bankangestellter, erhält eines Morgens mit der Post von einem unbekannten Absender einen Pack Zeitungspapier zugewandt. Da er an diesem Morgen wieder einmal verschlafen hat, wird er von seinem Chef, Herrn Wernheimer, fristlos entlassen. Er prüft die ihm zugewandten Zeitungen und findet alle Nummern bis zum Ende des kommenden Juni. Er weiß nunmehr alle Einzelheiten der bis dahin in der Welt eintretenden Ereignisse, ein Wissen, das ihm Millionenvermögen einbringen kann. Durch Wetten, Lotteriespielen und Spekulationen wächst sein Vermögen ins Ungemessene, da er durch die Zeitung fast ausnahmslos richtige Tipps hat. Niemann gründet ein eigenes Bankgeschäft und stellt seinen Freund Kiesel und seinen Vetter Overhoff ein. Kiesel führt für Niemann die verschiedensten Aufträge aus, die zur Vermehrung des Niemannschen Vermögens dienen sollen. Niemann kauft sich eine eigene Villa und hält dort einen feierlichen Einzug. Er tätigt enorme Börsenabschlüsse und setzt die Geschäftswelt der ganzen Welt in Erstaunen. Trotzdem ihm alle Genüsse offenstehen, ist er ein vereinsamter Mensch. Da fällt ihm ein unbekanntes Mädchen ein, die ihm zehn Mark gab, als er als Stützensoldat auf der Straße bettelte. Er nimmt sich vor, dieses Mädchen ausfindig zu machen und setzt sich zu diesem Zwecke mit einem Detektivbüro in Verbindung. Overhoff findet auf dem Schreibtisch von Niemann ein Notizblatt, aus dessen Aufzeichnungen er nur entnehmen kann, daß Niemann in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang mit dem Zeitungsverlag des „Beobachters“ steht. Auf einer Abendgesellschaft bei Wernheimer, mit dem Niemann gemeinsam Geschäfte tätigt, lernt er die Unbekannte kennen. Es ist die Filmdiva Dolnia. Sie gesteht sich einander ihre Liebe und genießen ihr Glück vor aller Welt verborgen. Niemann beschließt, die Kontinental-Filmgesellschaft, bei der seine Freundin tätig ist, sowie die Berliner Verlags-A.G., die den „Beobachter“ herausgibt, um jeden Preis in seine Hände zu bringen. Hier stellt er zum ersten Male auf energischem Widerstand. Es gelingt ihm nicht, die Aktien des Zeitungsvernehmens aufzukaufen, und wegen Erwerbung der Filmgesellschaft überwirft er sich sogar mit Dolnia und fällt sogar den Gedanken, sie umzubringen. Er kann dies an einem bestimmten Tage ohne Gefahr der Entdeckung tun, da er aus dem „Beobachter“ die Voraussage einer Schiffskatastrophe ratet, bei der viele der Verunglückten unbekannt bleiben werden.

(11. Fortsetzung.)

Als Niemann schon in der Tür stand und gehen wollte, wandte er sich nochmals zu Margaret Dolnia zurück:

„Hast du heute das Schöne vergessen! Du hast morgen den ganzen Tag Zeit, nehme ich an. Bankfeiertag — da wird doch nicht geklimmt.“

Margaret schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Das trifft sich ausgezeichnet. Ich bin nämlich auch frei. Wollen mal 'ne große Sache unternehmen. Wenn bloß das herrliche Wetter anhält.“

„Bis morgen haben wir nichts zu befürchten“, erklärte Margaret.

„Was meinst du denn zu einer Wannsee- und Havel-tour? Da bist du gleich dabei, das dachte ich mir. Aber wir wollen nicht auf unserm öden Motorboot mit irgendwelchen öden Bekannten fahren. Und auch nicht auf Wernheimers Segeljacht, auf die er uns schon so oft eingeladen hat. Du ahnst nicht, wie mir der gesellschaftliche Klimbim zum Hals heraushängt. Ich habe einen andern Plan. Du mal rein ins Bognügen, mitten rein ins Volk! Auf zur Rundfahrt Wannsee und Havel bis hinunter nach Spandau! Und zwar mittels eines der noch immer existierenden Bergnügungsdampfer, der vorintuitiven Klapperläuten.“

Margaret war Feuer und Flamme für Niemanns Vorschlag. Sie tanzte einen kunstgerechten Foxtrott der Hergensfreude.

„Wir fahren morgen auf einer randalierenden Kaffeemaschine. Wir zwei allein, ganz inognito, und keiner wird uns erkennen.“ Mit einem verstärkten Hurrageföhle lehte sie hinzu: „Mein Sportkostüm — das neue Sportkostüm muß mir noch heute geliefert werden! Ich hätte es schon gestern bekommen sollen, aber wenn es heute nicht kommt, gibt's was. Ich werde sofort anrufen.“

„Was Neues?“ sagte Niemann nachdenklich. „Aber wozu denn? Schade um das Kleid!“

„Wie so schade darum?“ meinte Margaret Dolnia beleidigt. „Was willst du damit sagen?“

Niemann lachte und entgegnete rasch:

„Verzeih' meine Gedankenlosigkeit. Mir ist vermutlich der fohlschwarze Rauch dieser Röhre eingefallen. Aber das schadet ja weiter nichts. Zieh' es nur an, das neue Kostüm! Und, indem er auf die Uhr sah: „Da sehe ich nun, und über meinem Geknassel vergeht die Zeit. Auf Wiedersehen nachher. Ich hole dich ab.“

Am nächsten Morgen, als sie beide schon im Auto saßen, und Margaret Dolnia vielleicht dem Tod entgegenfuhr, war ihr Kurs noch immer den heftigsten Schwankungen zwischen Hoch- und Tiefstand, Sein oder Nichtsein unterworfen.

Wie der Wagen aus der Hardenbergstraße aufs Knie hinauslief und in die Bismarckstraße einbog, wie sich Margaret in 'r sanften Kurve zärtlich an Niemann schmiegte, nein, es lag kein öderer Grund hierfür vor, es war nicht etwa wegen einer scharfen Schwentung, sondern geschah als ein Liebesbeweis: beim Charlottenburger Knie verzeichnete der Spekulant auf Leben und Tod seiner Freundin eine für sie sympathische Stimmung. Das war reine Gefühlsache natürlich, es steckte nichts Tristiges dahinter, und Niemann verhehlte sich gegen Stimmungen gewohnheitsgemäß reserviert. Er wartete ab, wie sich die weitere Entwicklung gestalten werde.

Auf dem Sophie-Charlotte-Platz kam der Rückschlag, der für die Dolnia zu befürchten gewesen war; und zwar trat eine weit unfreundlichere Beurteilung ihrer Lage ein, als das unglückselige Geschöpf die Sommerdeute der Kontinental erwähnte.

„Es wird sehr schön sein. Die Einladung wird dich übrigens heute erreichen, wenn sie nicht schon bei dir zuhause liegt. Du kommst doch hin?“

Kurt Niemann steckte einen Fühler aus. Als ob er anklagend sei, sagte er langsam:

„Ja, was meinst du dazu? Du weißt doch, daß Wernheimer und ich mit den führenden Leuten deiner Gesell-

schaft in Konflikt sind. Es ist vielleicht nicht sehr opportun, wenn wir der Einladung Folge leisten. Du gehst in jedem Fall?“

Sie rannte in ihr Verderben:

„Unbedingt muß ich hin. Ich erscheine doch in dem Kostüm meiner Rolle als Herzogin. Ich freue mich schon darauf. Aber du mußt mitleiden, sonst machen mir die größten Erfolge keinen Spaß.“

Niemann empfand keine Spur von Mitleid mehr mit ihr. Das Kompliment am Schluß hätte sie sich sparen können. Das half ihr nichts zur Verbesserung ihrer Situation. Er mußte gestehen, daß er wieder äußerst flau auf ihr Weiterleben war. Denn der „Beobachter“ durfte nicht recht behalten.

Und die Entscheidung rückte immer näher. Schon hatten sie den Kaiserdamm hinter sich gelassen und fuhren nun in einem 100-Kilometer-Tempo durch den Grunewald hin. Die Zeit drängte. In der nächsten Minute waren sie, wenn der Chauffeur bei der Geschwindigkeit blieb, an Seelikhof vorbei und dann auch schon am Ziel. Niemann mußte sich vorbereiten.

„Da fällt mir ein, daß Dr. Hilpert heute in Wannsee zu treffen wäre. Er sitzt da drüben in seinem Landhaus. Und eigentlich hätte ich ein paar Worte mit ihm zu reden.“

„Wir können ja hinüberfahren.“

„Ja, natürlich können wir das.“ Und nach einem kurzen Schmelzen setzte er hinzu: „Am besten wird es sein,



Festgefahren.

Phot. Engel.

wenn ich dir die Sache erspare. Ich könnte dich bei der Dampferkation abgeben, fahre allein zu Hilpert. . .

Sie vollendete den Satz:

„. . . und komme dann glücklich zu spät zur Station zurück.“

„Das wäre noch nicht das Ärgste. Ich würde dich in dem Fall bei der Fähre gegenüber der Plaueninsel, dem nächsten Landungsplatz, erwarten. Mit dem Auto hole ich euern Vorsprung spielend ein.“

„Aber wozu diese Umstände? Da ist es doch einfacher, ich begleite dich zu Dr. Hilpert.“

Niemanns Stimme hörte sich leicht irritiert an, als er erwiderte:

„Es ist das ödste Zeug, worüber wir uns zu unterhalten haben. Handelsrecht — Ausgleichsverhandlungen mit den Drantenburgern. Du würdest allein sein müssen und dich tödlich langweilen.“

„Während ich auf dem Dampfer unter dem Ausflugs-publikum vermutlich auf die reizendste Gesellschaft stoßen werde.“

„Nach' bitte das Publikum nicht schlecht!“ Wir gehören heute auch dazu. Und schließlich hättest du die schöne Aussicht.“

Die Wannseevilla seines Anwalts ist demnach so merkwürdig gebaut, daß alle Fenster auf den Hinterhof eines Hauses in der Brunnenstraße gehen.

Zum Teufel mit ihr! Die war um keine Antwort verlegen. Während holte er ein anderes Argument herbei: „Du kannst diesen Hilpert doch nicht aussteigen! Das begreife ich übrigens. Mir ist er mindestens ebenso verhaßt. Bloß deswegen mache ich dir den Vorschlag.“

„Immerhin sonderbar, daß du ein solches Etel zu deinem juristischen Beirat machst.“

„Na, Kind, das verstehst du eben nicht besser“, meinte er gönnerhaft. „Der Mann ist eine Kapazität in seinem Beruf, die große Kanone auf dem Gebiet. Ihn als Beirat kann ich unerträglich finden, doch das wird mich nicht ändern, ihn für meine Zwecke zu gebrauchen.“

Doch Niemann sah, daß er auf diese Weise nichts reichte. Außerdem waren sie schon bei der Dampferkation angelangt, hier lag die „Babelsberg“, und die Dolnia mußte darauf untergebracht werden. Er änderte deshalb seine Taktik und sagte:

„Wir werden uns doch wegen dieser Kleinigkeit schon wieder in den Haaren liegen! Ich staune, daß dich zu Herrn Justizrat Dr. Hilpert mit einem Male hingezogen fühlt. Der Klügere gibt nach. Gestatte, zur Abwechslung ich der Dickschädel bin.“

Das genügte. Margaret Dolnia erhob keinen Widerspruch mehr.

„Bei der Fähre also; verspäte dich aber nicht, wenn ich dich dort nicht antreffe, steige ich aus, und mit Haveltour ist es Wasser.“

Sie lachte. Niemann hatte ihr die Fahrkarte in Hand gedrückt. Lachend stand sie an Bord des Dampfers „Babelsberg“. Und sie lachte noch immer, als sie, an Bordbrüstung lehnd, und indem das Schiff sich schon in großer Entfernung, dem Geliebten im Spott tausend Abschied grüßte zwinkte.

In der letzten Minute war es Kurt Niemann so gewesen, als wenn er sich von ihr kaum trennen könnte. Sie sah blendend aus. Das neue Kostüm war wirklich ein Pracht. Nicht ganz leichtem Herzens riß er sich von ihr Abschied los.

„Zu Justizrat Hilpert!“

Und als der Chauffeur die Maschine wieder in höchster Geschwindigkeit hinausjagen lassen wollte:

„Wir haben massenhaft Zeit, Fritz. Seht! Sie auch mal die schöne Gegend an!“

Niemann selbst wollte die Natur genießen. Morgen und Vögel und Blumen und Grün, wie es gehört. Bloß die „Babelsberg“, die ihm da ins Blick geriet, war nicht ganz in Ordnung. Was wohl die Ursache der Kesselexplosion sein mochte?

Und seine Freundin befand sich auf dem Todesfeld. Am liebsten wäre er umgekehrt, um sie auf irgendeine Weise herunterzuholen, bevor die Katastrophe eintrat. Doch wie denn, ohne Verdacht bei ihr zu erregen, die unter solchen Umständen bei aller Vertrauensseligkeit danken machen mußte. Er hatte mit aller Macht dazu gedrängt, daß sie gerade dieses Schiff — und allein — an ihn — benütze.

Nein, er konnte jetzt nicht mehr zurück. Denn im Augenblick des Todeskampfes durfte sie ihn nicht ihrem Verhängnis in Zusammenhang bringen. Sollte es aber wider Erwarten tun, so war ihr jede Möglichkeit der Abwehr benommen.

Die „Babelsberg“ war nun in der Mitte des See. Am Schwebeligen Pavillon schien sie bereits vorbei zu sein. Doch dieser Anblick konnte auch täuschen. Wie immer: Dampfer befand sich in unmittelbarer Nähe der Unglücksstelle, wenn die Meldung des „Beobachters“ authentisch war. Schon hatte Niemann keinen lehnlicheren Rat, als daß sich die Meldung als falscher Alarm herausstellte sollte.

„Grauenhafte Einzelheiten“ hieß es in dem Untergrund seiner Zeitung: Kämpfe mit Zähnen und Klauen zwischen den geängstigten Bestien — und der allgemeine Sieger doch bloß der Tod. Da rauten sie um Rettungsringe, Bordstühle, sich daran festzuhalten. Allen war der Tod nah, außer jenen einundzwanzig, unter denen Margaret nicht zu finden war.

Niemann konnte nichts anderes tun als warten, bis die Explosion erfolgte. Da durfte er sich nur umblicken zu Hilfe kommen, er mußte es des Chauffeurs wegen. Aber vorher war er machtlos.

In jeder Sekunde konnte es geschehen. Jetzt! Er sah schon die Rauchwolke um den Schiffskörper steigen, hörte schon den Knall. Ob man sich die Dampfer halten sollte? Niemann dachte daran, daß er vor der Rolle eines Verzweiften spielen mußte. Und vielleicht war er nun der Verzweiflung nahe.

Wie lange würde er noch warten müssen? Sollte es denn geschehen? Die „Babelsberg“ zog immer ihren Weg dahin.

Und dann — es kam ganz anders, als er gedacht hatte. Sie lagen in einer Kurve, die für kurze Zeit den See in Blicken entzog, als sie weit weg ein dumpfes Geräusch nahmen.

Im selben Moment schrie Fritz:

„Der Dampfer!“

Niemann erblickte.

„Was ist mit dem Dampfer?“ Neben Sie, Herr!

Der Chauffeur knippte scharf. Von dieser Stelle hatten sie wieder ungehinderte Aussicht über die Breite des Wannsees. Und was sich da draußen ereignete, einer Entfernung von anderthalb Kilometer ereignete, ihnen durch die klare Luft greifbar nahe gerückt. So es völlig den Anschein, als habe ein Kinderstübchen Schiff Luft unterzugehen. Dicker Rauch breitete sich über der glühenden Wasserfläche rund um den Rumpf der „Babelsberg“ aus. Eine Menge winziger Besen zu Klumpen geballt, braun und grau und von den hellen Farben der Sommerkleider gesprenkelt.

(Fortsetzung folgt.)

Sie ließen ihr Leben für uns

14 Jahre sind vergangen, seit der Weltkrieg beendet wurde. Die rastlose, lärmende Zeit aber eilte weiter. Denkmäler aus Stein und Erz allein lassen uns nur zuweilen rückwärts denken: an die Zeit des großen, heroischen Leids. Heute ist die zerschossene, gemarterte Erde wieder versöhnt: grüner Rasen deckt in aller Welt die Gebeine der Gefallenen aller Völker. Und doch wollen wir den jungen Helden nicht nur nachtrauern, denn vor 15 Jahren, als alle die toten Herzen noch laut und kraftvoll schlugen, blühten und keimten sie unter dem Druck des überwältigenden Geschehens auf und gaben Frucht, wie noch nie ein Geschlecht vor ihnen. Sie hinterließen uns in ihren letzten Aussprüchen, letzten Briefen ein Erbe, das heute lebendig ist, und immer lebendig sein wird: sie hinterließen uns ihren Geist. Und der wird immer um uns sein. Sie hinterließen das heiligste Vermächtnis, sie errichteten das Ehrenmal des deutschen Volkes, sie, die Gefallenen selbst.

Walter Lämmer, stud. jur., Leipzig, geb. 22. August 1890 zu Thiergarten bei Plauen i. Vogtl., gest. 24. September 1914 in Luxemburg an einer Verwundung vom 16. bei Chalons-sur-Marne.

Leipzig (leider immer noch!), 7. August 1914.

Hurrah! Endlich habe ich meine Beorderung: morgen vormittag 11 Uhr in einem hiesigen Lokal. Stunde um Stunde habe ich auf meinen Befehl gewartet. Heute vormittag traf ich eine junge bekannte Dame; ich schämte mich fast, mich in Zivilkleidern vor ihr sehen zu lassen. — Auch ihr, meine guten Eltern, werdet mir recht geben: ich gehöre nicht mehr ins friedliche Leipzig. Liebe Mutter, halte Dir bitte, bitte immer vor Augen, was ich seit gestern (dem Abschied von daheim) im Wechsel der Stimmungen gelernt: Wenn wir in diesen Zeiten an uns und unsere Angehörigen denken, werden wir klein, schwach. Denken wir an unser Volk, an Vaterland, an Gott, an alles Umfassende, so werden wir mutig und stark.

Rudolf Moldenhauer, Student der Handelshochschule in München, geb. 18. März 1894 zu München, gef. 15. Dezember 1914 zu Maricourt bei Péronne.

Halle bei Péronne, 9. Dezember 1914.

... Wenn uns ein schöner Sonnenuntergang an den Sumpfgewässern der Somme beschert wird, wenn ein schöner, kalter Dezembermorgen den Frühnebel bricht und die Sonne den roten Lehm des Schützengrabens hell strahlen läßt, so sind wir glücklich und freuen uns wie Kinder über ihre Schönheit. Dann sehen wir auf unsere Untergebenen in ihren feldgrauen Kleidern: sie kommen aus den Unterständen, dehnen sich, säubern sich und reinigen ihre Gewehre. Sie schauen über den Grabenrand und ihre Augen leuchten, ihre Körper strotzen vor Gesundheit und Gradheil. Alles ist jung und freut sich der Natur und lebt in einem Ganzen, das gegenwärtig das stärkste ist: ein zum Schönen, Guten und Machtvollen erwachsenes Volk.

Ernst Hieber, stud. theol., Tübingen, geb. 24. Juni 1892 in Stuttgart, gef. 19. April 1915 im Argonnenwald, südlich Binarville.

14. April 1915.

... Ich bin jetzt bald drei Monate, ein Vierteljahr, wieder im Feld, höre fast jeden Tag die Schießerei der Gewehre und Geschütze, sehe so manchen sterben; man fühlt sich da bald etwas einsam. Es ist mir manchmal, als werfen mir die Gefallenen vor: Warum ich und nicht Du? Warum ich, der ich mein Leben schon so häuslich eingerichtet habe, und nicht du, der du wohl etwas Schönes hinter dir hast, aber noch nichts Bestimmtes vor dir? Ich glaube, solche Gefühle hat jeder, der länger dabei ist.

Bei uns ist es gegenwärtig sehr ruhig, wir richten uns in unserer Stellung ein, als ob wir hier den Frieden erwarten wollten. Den Frieden! Alle Sehnsucht, die einer, der so lange von seinen Lieben weg ist, aufbringen kann, alle Wünsche, die er für sich hegt, und alle Träume, die er in seinem Unterstand von

der Zukunft träumt, sind zusammengefaßt in diesem einen, linden Wort: Frieden.

Walter Roy, stud. med., Jena, geb. 1. Juni 1894 in Hamburg, gef. 24. April 1915 beim Sturm auf die Combreshöhe bei Les Eparges.

Vor dem Sturm am 24. April 1915.

Ihr meine Lieben!

Hoffentlich wird Euch kein treuer Kamerad diesen Brief senden brauchen, denn es ist ein Abschiedsbrief. Solltet ihr ihn in Händen haben, so wisst denn: ich bin gefallen für meinen Kaiser, für mein Vaterland und für Euch alle. Es gilt jetzt einen schweren Kampf und es ist leuchtender, lockender Frühling. Ich habe Euch nichts weiter zu sagen, denn ich habe keine Geheimnisse gehabt. Und wie ich Euch danke für das, was ihr alle Drei mir im Leben Gutes getan habt, wie ich Euch allen für den Sonnenschein und das Glück danke, in dem ich lebte, ruft ihr.

Freudig, dankbar und glücklich werde ich sterben, wenn es sein muß! Dieses aber soll noch ein Gruß der heiligsten Liebe sein für Euch alle und für alle, die mich liebten. Ich trage diesen letzten Gruß bei mir bis zum letzten Augenblick. Dann sei er durch treue Kameraden Euch gesandt und mein Geist wird bei Euch sein. Der gnädige große Gott segne und behüte Euch und mein deutsches Vaterland! In inniger Liebe

Euer treuer Walter.

Eduard Bruhn, stud. theol., Kiel, geb. 18. Oktober 1890 in Schlammersdorf, gef. 17. September 1915 in Rußland.

17. September 1915.

Liebe Eltern!

Schwererounndet liege ich auf dem Schlachtfeld. Ob ich durchkomme, steht in Gottes Hand. Sonst meint nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möge Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimfahrt geben. Jesus hilft mir. So stirbt sich's leicht.

In herzlicher Liebe

Eduard.

Johannes Nogielsky, Techn. Hochschule, Charlottenburg, geboren 4. März 1892 in Bre-lau, gef. im Luftkampf 22. Januar 1917 in der Champagne.

Liebe Mutter!

Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr unter den

Lebenden: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.“ Weint nicht um mich, denn ich bin im Reiche des Lichtes, und warum da trauern. Es kam der Krieg und ich zog mit vielen anderen Kameraden auch hinaus und war getreu bis an den Tod. Da ich diese Zeilen schreibe, weiß ich noch nicht, wo mein Grab sein wird; kümmert Euch nicht um meine sterblichen Reste. Mögen sie in Schutt und Trümmern vermodern und wieder zu Staub werden, die Seele lebt



Das Ehrenmal in der Feldherrnhalle zu München

und ist göttlich. Mögt ihr noch lange leben auf der schönen Welt! Grüßt alle, die ich lieb gehabt und die mir nahestanden. Feinde habe ich nicht gehabt, wie ich hoffe. Und nun seid nicht traurig, denn in einer kleinen Weile werden wir uns wiedersehen.

Ich grüße Euch und bin bei Euch im Geiste.

Heinrich Georg Steinbrecher, stud. theol., Leipzig, geb. 3. Mai 1892, gef. 19. April 1917 bei Moronvillers (Champagne).

13. März 1916 vor Pontavert.

Rundgang durch die erbeutete Stellung. Ein sumpfiges, von zerschossenen Bäumen und zerwühlten Gräben bedecktes Waldstück zieht sich um den Berg. Wie umgepflügt alles. Eingeschlagene Unterstände. Weiße Granattrichter. Baum- und Kleiderfetzen, Leichen, Munition, Gewehre, Tornister. Ein Feld, ein Wald des Grauens.

15. März.

Alle Gänge müssen im Laufschrift gemacht werden. Jedes Essenholen ist eine Heldentat, ein Wagnis auf Leben und Tod. Ablösung tut bitter not. Ich bin wieder ganz auf der Höhe. Am 14. war noch ein Teilangriff. Glücke.

17. März.

Heute abend wird abgelöst. Endlich. Wir haben das

Schlachtfeld ziemlich aufgeräumt. Bilder, ich vergesse sie nie. Ekelhaft, ekelhaft kann man nur sagen. Aber es muß sein.

Heinz Pohlmann, stud. phil., Berlin, geb. 14. Februar 1896 in Berlin, gef. 1. Juni 1916 auf dem „Toten Mann“.

Im Felde geschrieben am 25. Mai 1926.

Innigst geliebte Eltern!

Wenn ihr diese Nachricht

von mir erhaltet, dann ist wohl herbes Leid über Euch gekommen, denn dann bin ich nicht mehr in dieser Welt. Ich kann es verstehen, aber um eins bitte ich Euch: beklagt mich nicht. Trauert um mich, aber seid ruhig und gefaßt; zeigt, daß ihr Deutsche seid, die das Leid tragen können. Deutsche Eltern, die das Wertvollste, was sie besitzen, hingeben für das Wertvollste, unser Vaterland. Denn trotz aller trüben Erfahrungen und Nachrichten glaube ich doch noch an eine Zukunft. Für das neue, größere, bessere Vaterland gebe ich gern mein junges Leben.

Ich gehe ganz gefaßt in den Kampf und zittere nicht, dem Tode ins Angesicht zu blicken, denn ich fühle mich geborgen in Gottes Hand. Jesus Christus, den ich nach langen Irrfahrten als meinen Erlöser erfahren durfte, ist auch für mich die Auferstehung und das Leben. — Vielleicht teilt ihr nicht meine Überzeugung, aber ich habe ein treffliches Wort in meinem Buche von Lhotzky gelesen: „Von den Menschen führen viele Wege zu Gott, aber von Gott nur einer zu den Menschen.“ Noch eins: Wenn ich Euch früher kränkte und wehe tat, so verzeiht es mir. Ich war eigensinnig oft und habe oft einen unrichten Weg eingeschlagen, aber ich habe es bereut, glaubt es mir und verzeiht mir. Und nun bleibt mir nichts mehr, als Euch allen trotz allem zuzurufen: Euer Heinz.

Willy Hölcher, Forstakademie Hannover-Münden, geb. 12. August 1893 in Münster i. W., gef. 31. Januar 1917 in der Champagne.

In der Champagne, 21. Januar 1917.

Hier ist ziemlich viel Betrieb. Wir sind den Franzosen aber über. Das im französischen Heeresbericht erwähnte Flugzeug, das von „einem französischen Piloten abgeschossen hinter der Naporin-Ferme nie-

derfiel“, ist leider eins von unserer Abteilung. Der hat Pech gehabt. Ausnahmefall. Wir werden ja immer, wenn wir in Reichweite der französischen Abwehrkanonen kommen, fleißig beschossen, aber: treffen ist schwer. Einige ehrenvolle Wunden hat meine Maschine auch schon. Einmal drei, einmal vier, einmal einen Treffer. Aber alles belanglose, ungefährliche, kleine Löcher; die werden zugeklebt, Datum drangemalt, fertig! Die Tragflächen haben noch viel Platz übrig.

Otto Helmuth Michels, stud. phil., München, geb. 9. August 1892 in Odenkirchen im Rheinland, gef. 2. Juli 1918 in Avelny bei Contalmaison.

14. November 1917.

Grau, grau — die Erinnerung an Dich weht wie ein rotes Sonnensegel durch den Nebel..

1. Mai 1918.

Das Auge sieht nichts auf tagelangen Märschen, nichts als Greuel der Vermüstung. Ein Brett auf einen Baumstumpf genagelt, darauf ein Mann: ein vernichtetes Dorf. Kein Stein, kein Strauch, kein Baum, nichts gibt Kunde vom einzigen Glück und Wohlstand — der Mann blieb.

Das Mittelalter gab dem Teufel eine furchtbare Fratze. Wer kann den Teufel malen? Diese zermühlte, zerrüttete Landschaft, die toten Wälder, Kreuz um Kreuz — das alles ist ein Zug in der Fratze des Teufels.

9. Mai 1918.

Deine lieben Grüße — ich halte beide Hände auf, und weiße Blütenblätter fallen hinein. Sturm soll sie wirbeln und tanzen machen, aber in der Stille der Nacht sollen sie sich weich auf mein Herz legen. ... Was ist Wahrheit? Frag ich noch? Los vom Ich, hin zum Du! „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lasset für seine Feinde“ — darin ist alle Wahrheit, alle Schönheit. Das ist alles.

(Letzter Brief) 19. Juni 1918.

Seit ein paar Tagen bin ich wieder an der Front, und heute abend versinke ich für unabsehbare Zeit in dem Irrsinn des Schützengrabens. Das Leben draußen, mit dem meine Seele während der Ruhezeit wieder leise Fühlung gesucht hatte, liegt nun fern — Ihr Menschen da, mit euren Mühen und Freuden, eurem Tun und Denken, seit so seltsam schemenhaft. Sah so Christus die Welt, als er zum Himmel fuhr?

Auf und ab fluten die Wellen im Meer. Auf und ab flutet das Blut in meinem Herzen. Die Blume verblüht. Aber das Bild auch des törichtsten Blümchens blüht und mandelt in Ewigkeit mit den Sternen. Alles, was im heißen Lust geblüht, das blüht weiter im Himmel in alle Ewigkeit. Darum ist es auch dort so schön.

Oh, wenn doch endlich alles Häßliche, Niedrige, Klanglose von mir abfiel. Stille Seligkeit! O du mein Kleid, mein Lied, meine Musik, mein verklärter Körper — o meine Liebe — und du, mein gefestigtes Herz — mein Gott.

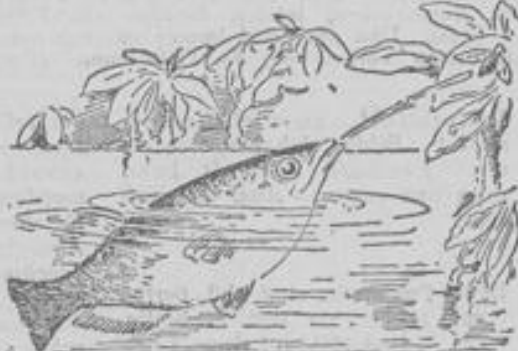
Und nun gehe ich —

Die Briefe sind der Sammlung: „Kriegsbriege gefallener Studenten“, die im Verlag von Georg Müller in München erschienen sind, entnommen.

Sonntag der Jugend

Von seltsamen Fischen

Habt ihr schon einmal etwas von fliegenden Fischen gehört? Sie leben im Persischen Golf und im Indischen Ozean und können tatsächlich fliegen, manchmal sogar bis zu 200 Meter weit. Wie mögen sie das nur anstellen? Nun — sie fliegen nicht dauernd, sondern nur dann, wenn sie sich in höchster Gefahr befinden. Diese Fische gleichen in ihrer Gestalt großen Heringsen, nur sind ihre Brustflossen unverhältnismäßig groß. Wenn nun größere Raubfische Jagd auf sie machen, schießen sie derart schnell durch das Wasser, daß sie, wenn sie zur Oberfläche kehren, in einem hohen Bogen in die Luft laufen und nun, vermittle ihrer großen Brustflossen, in einer Art Gleitflug fast wieder in einem Bogen ins



Der australische Schützenfisch



Fliegende Fische

Wasser zurückfallen. Es geschieht nicht selten, daß sie direkt in die Fenster oder über die Reeling vorüberfahrender Schiffe fallen, wo sie dann zubereitet werden und sehr gut schmecken. Meist leben diese Fische in großen Schwärmen, und es ist ein wunderschöner Anblick, wenn mit einem Male ein ganzer Haufen dieser silbernen schimmernden Tiere aus dem Wasser springt, um im eleganten Bogen durch die Luft zu laufen!

Der australische Schützenfisch hat eine noch seltsamere Ange-

wohnheit. Er steht meist ruhig und trägt im stillen Wasser der wenigen Flüsse und — wartet auf Beute. Wenn sich endlich irgend ein Insekt dicht über die Wasseroberfläche wagt, steckt der seltsame, gedrungene Fisch seinen Kopf vorsichtig aus dem Wasser und — schleudert einen Strahl Wasser aus seinem Maul auf das ahnungslose Insekt, das wehrlos ins Wasser sinkt, um dann von seinem großen Feind ganz behaglich verzehrt zu werden.

In Ostafrika leben auch sogenannte Kletterfische. Eine gewundene, lange und komplizierte Atemvorrichtung in ihrem Kiefer gestattet den Fischen, zur Trockenzeit der Flüsse, wenn also auf dem Grunde der Flußbetten nur Schlamm liegt, an das Land zu kriechen und dort längere Zeit auf dem Trockenen zu leben! Dabei geschieht es oft, daß sie weite Strecken über das heiße Land wandern, um einen anderen, besser gefüllten Wasserlauf zu finden. Mit ihren Brustflossen, die hart und scharfzahnig sind, stemmen sie sich bei diesen Wanderungen fest auf die Erde, und kommen auf diese Weise langsam, aber stetig voran, wenn — sie selbst nicht aufgefressen werden. Denn wie soll sich ein Fisch auf dem Trockenen zu wehren wissen?

lame, gedrungene Fisch seinen Kopf vorsichtig aus dem Wasser und — schleudert einen Strahl Wasser aus seinem Maul auf das ahnungslose Insekt, das wehrlos ins Wasser sinkt, um dann von seinem großen Feind ganz behaglich verzehrt zu werden.

In Ostafrika leben auch sogenannte Kletterfische. Eine gewundene, lange und komplizierte Atemvorrichtung in ihrem Kiefer gestattet den Fischen, zur Trockenzeit der Flüsse, wenn also auf dem Grunde der Flußbetten nur Schlamm liegt, an das Land zu kriechen und dort längere Zeit auf dem Trockenen zu leben! Dabei geschieht es oft, daß sie weite Strecken über das heiße Land wandern, um einen anderen, besser gefüllten Wasserlauf zu finden. Mit ihren Brustflossen, die hart und scharfzahnig sind, stemmen sie sich bei diesen Wanderungen fest auf die Erde, und kommen auf diese Weise langsam, aber stetig voran, wenn — sie selbst nicht aufgefressen werden. Denn wie soll sich ein Fisch auf dem Trockenen zu wehren wissen?

Auf Löwenjagd

In langer Linie mit Zwischenräumen von sechs bis acht Metern von Mann zu Mann bewegen sich die Krieger über die hügelige, grasige Steppe vorwärts.

Prächtige Gestalten, splitterhart und schmiegsam wie Panther, spielen ihre Muskeln unter der glatten, dunklen Haut, wenn sie mit langen elastischen Schritten durch das hohe Gras eilen. Der phantastische Kopfschmuck aus Straußenfedern gibt den Köpfen, graufamen Gesichtern einen herrlichen Rahmen und erhöht die Furchtlosigkeit der Jäger. Sie tragen Schilde aus Ochsenhaut mit merkwürdigen Zeichnungen bemalt, die rechte Faust umklammert den furchtbaren Masai-Speer, eine grimmige Waffe dieses kriegerischen Hirtenvolkes der ostafrikanischen Steppe.

Die Masai jagen den Löwen: „Sabaa“, den Würger der Herden. Rudel von Wild, gestreifte Zebras, Wildschweine, rote Kuhantilopen flüchten rechts und links beim Vorrücken der Linie.

Blitzschnelle Bewegung im hohen Gras. Eine Viertelmeile vor der



Tief stoßt der Masai mit dem Speer zu

Linie geht ein Mähnenlöwe hoch. Er hatte neben einer Kuhantilope gelegen, von der er gefressen.

Endlich nach einer Weile macht der Löwe halt und wendet sich unter einem niedrigen Dornenbaum.

Einer nach dem anderen kommen jetzt die Speermänner herbeigelaufen und beginnen allmählich einen Kreis um ihn zu bilden.

Jeder der Krieger lauert sich, wenn er nahe genug heran ist, hinter seinem Schilde nieder, die Rechte umklammert wuschbereit den todschreienden Speer, das wilde, blühende Auge späht über den Schildrand.

Jetzt geht der Löwe hoch. Die Mähne sträubt sich, der Schweif peitscht die Luft. Den gesenkten Kopf nach der einen, dann nach der anderen Seite wendend, läßt er die Oberlippe bald über die Kinnladen fallen, bald zieht er sie zurück und zeigt die funkelnden langen Fänge. Seine donnernde Wut bezeugt das unaufhörlich hervorgestohene, mordlustige, grunzende Gebrüll.

Endlich ist der dicke Ring der Jäger vollständig. Die Speerträger erheben sich und gehen vor.

In blitzschnellen kurzen Sprüngen rast der Löwe der Kette mit äußerster Schnelligkeit entgegen. Ein kurzes Gedränge. Die Schilde festhaltend, die zuckenden Speere wuschbereit, springen die Krieger auf beiden Seiten vor, um ihren Feind in der Flanke zu fassen.

Seinen Gefährten voraus-eilend, kommt der Führer in Wuchweite. Der lange Speer wippt und trifft.

Als der Löwe die Wunde fühlt, macht er eine halbe Wendung und stürzt sich auf den Rückstehenden. Tief dringt der ge-

schleuderte Speer ins Leben, bei dem einen Blatt einschlagend, kommt der Stahl an der gegenüberliegenden Flanke neben der Keule wieder heraus.

Doch auf den Hinterpfanken sich erhebend, schlägt der Löwe nach dem Mann, mit gekrümmten Rücken den Schild herunterreichend, stößt er blitzschnell seine Wut.

Aber er muß sich abermals wenden, denn eine zweite Klinge jagt glatt von einer Flanke zur anderen durch den Körper.

Um ihn, über ihm sind die Krieger, wild vor rasender Freude stehen sie nach ihm, ihr gellendes Siegesgeschrei tönt über die Steppe.

Zwölf Sekunden sind verstrichen, als er den Feind annahm, zwölf Sekunden Todeskampf.

Im WALD und auf der HEIDEN

FUCHSGESCHICHTEN

Kürzlich widerfuhr einem Pachtinhaber folgendes kleine Abenteuer, das, obwohl der Betroffene dabei selbst keine allzu rühmliche Rolle spielte, doch sehr deutlich zeigt, wie selbst der Fuchs im Banne der Liebe keine sonstige außerordentliche Vorsicht im Eifer läßt. Nicht nur den Kuerhahn macht Liebe blind.

Der Erzähler war eines frühen Nachmittags, es war gerade die Ranzzeit der Fuchse herangekommen, auf Revierbegang und gewahrte plötzlich, kaum daß er im Altholz war, zwei Fuchse in einer Entfernung von höchstens dreißig Schritt. Schnell nahm er seine Vorderfüße von der Schulter und überlegte: den ersten mit der Schrotladung, den zweiten mit der Kugel! Gut gedacht — fehlgegan! Zwar ging die Ladung los, aber — der Fuchs schnürte ab. Dadurch ließ sich nun jedoch der zweite der

beiden roten Gefellen nicht im geringsten stören, sondern blieb ruhig auf seinen Keulen sitzen. Also den zweiten mit der Kugel! Der Abzug war zwar in Ordnung, aber — die Patrone verlagte. Nochmal an die Wache! Wieder ein Verlager! — Endlich ging auch dem zweiten Fuchs die Geduld aus, schon war er weggeschmürrt. Später stellte sich heraus, daß der kühne Jägermann beim ersten Schuß versehentlich statt mit Schrot, mit der Kugel geschossen hatte. Dabei zielte er natürlich nicht sehr genau und — fehlte. Die Schrotladung indes blieb unverfehrt im Lauf, denn da er beim zweiten Male mit der Kugel treffen wollte, nahm er denselben Abzug. So erklärte sich der „Verlager“. Er hatte die schöne Gelegenheit einer Fuchsdublette, die Göttin Diana ihm freigegeben bot, vorbeiziehen lassen!

Das Fängischstellen

Vielen Jägern hat das Vegen von Eisen schon manche Ungelegenheit gebracht. In der Hauptsache hatte er wohl unter Schadenersatzklagen zu leiden, weil sich andere Tiere als Raubzeug und Kuchwild während der Schonzeit in den Eisen fang. Interessant dürfte daher eine Betrachtung über die juristischen Folgen der Eisenbenutzung sein. Da heißt es in § 367 Ziffer 8 des Strafgesetzbuches: Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft wird bestraft, wer ohne polizeiliche Erlaubnis an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten Schlag-eisen legt.

Nun kommt es sehr selten vor, daß die polizeiliche Erlaubnis zum Eisenlegen eingeholt wird, viel seltener jedoch wird die Erlaubnis überhaupt erteilt. An bewohnten und viel begangenen Wegen wird auch übrigens kein Jäger seine Eisen legen und wenn auf dem Acker Eisen gelegt werden, zu einer Zeit, wo er nicht betreten wird, ist Ziffer 8 des § 367 durchaus nicht verletzt.

Wer aber ganz sicher gehen will, der stelle Eisen nicht in die Nähe vielbegangener Wege, auch nicht in die Nähe der Privatwege, weil die Erfahrung lehrt, daß auch dort unbefugte entlangschreiten.

Wenn jemand ein Eisen findet und es mitnimmt, begeht er, wenn er es auch auf seinem Grund und Boden findet, und das Eisenlegen im Widerspruch zu § 367/8 stand, eine widerrechtliche Handlung. Hier hat eine Klage auf Herausgabe des mitgenommenen Eisens fast immer Erfolg.

Für jeden ist es selbstverständlich sehr unangenehm, wenn sich Kuchwild in dem Schlagschlag fängt, namentlich in der Schonzeit. Zwar darf der Eiseneigentümer in einem solchen Fall das Wild, wenn es schwer verletzt ist, zur Eigenverwendung behalten, ein Verkauf aber ist nicht zulässig.

Neues vom Vogelzug

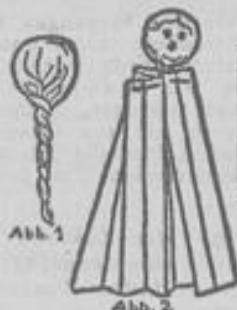
In Spanien wurden vor einigen Monaten recht lehrreiche Versuche über die Einwirkung der elektrischen Rundfunkwellen auf das Orientierungsvermögen der Brieftauben angestellt. Bei der Militärstation Paterna wurden zwölf Brieftauben, die man einem Taubenstall in Valencia entnommen hatte, freigelassen. Gleichzeitig sandte die Station mit stärkster Energie Funksprüche. Der störende Einfluß auf den Orientierungssinn der gesteuerten Vögel war sofort zu bemerken. Anfänger umflatterten die Tauben die Funkstation, um erst, nachdem der Sender ruhte, die Richtung auf Valencia einzufalgen. — Ein anderes Mal schickte man die Tauben durch den Bereich der Wellen mehrerer Sender. Jedesmal, wenn die Tauben Berührung mit den Wellen bekamen, verloren sie ihr Orientierungsvermögen so völlig, daß von 40 aufgegebenen nur wenige, die ein Zufall dem Wirtungsbereich der Sender entzog, ihren heimatischen Schlag zu erreichen vermochten. Diese Versuche haben klar ergeben, daß der Orientierungssinn der Brieftauben durch



Eine Puppe aus Papier

Zur Herstellung dieser hübschen Papierpuppe brauchen wir nichts als einen Bogen braunes Papier und eine alte weiße Tüte, die sicherlich in der Küche zu finden ist. Abbildung 1 zeigt uns den Kopf der Puppe, der aus zusammengekretem weißem Papier besteht, um das wir die Papier-

wie es Abbildung 2 zeigt, weißem Papier schneiden wir eine Schürze und aus einem braunen Stück braunes Papier eine Kappe und umrandeten (Abb. 3) Die punktierte Linie zeigt, wo die Kappe anfängt und das Tuch hört. Die Puppe muß also am Hals der Puppe herumlaufen.



Franken des hängenden Schürze ein. Schürze wird eine bunte Schleife um den Hals der Puppe ge-nere Schleife den Hut, und Puppe ist fertig. Unsere Schürze wird sich über Spielzeug nun gewiß freuen, zumal es ja nichts ist, wenn die Puppe entzweitigt, neue Puppe haben wir ja wieder angefertigt!

Das Schalen im Urwald

Die vielfach recht verdrängte Ansicht, daß die Schalligkeit eine Kulturkrankheit sei, ist nicht haltbar. Auch kann man die Entstehungursache durchaus immer in der modernen Wirtschaft suchen. In den Urgebieten von Karmaroz und Gambia, in denen selbst in den Wintern von einer eigentlichen Hungersnot keine Rede sein wird, wurden von reisenden, erfahrenen Jägern ebenfalls Schalligkeit ganz erheblich umjagt und zwar besonders in den mit Buchelallmatt. Der wird heutzutage mehr und angenommen, daß die Schalligkeit mit der Zeit erworben, erbare und im Wege des abmungsstriebes übertragene lage ist. Es gibt ja auch eine Schalligkeit, die als eine verhältniß haben, in denen aber das Schalen keinesfalls all zeigt, und ebenso häufig schließt es, daß Schalligkeit Revier ganz plötzlich und austritt, wo sie früher ganz unbekannt war.

Das „Tragseil“

Wer hätte nicht schon beobachtet, wieviel solch ein leidender Spinnwebfaden tragen vermag. Er trägt sogar eine Spinne selbst, wenn sie sich „Tragseil“, und dann, trotz der Windstöße, zwei bis drei Sekunden mit sich schleppt.

Der Astronom Mitcheley nahm sogar einen der Spinnwebfäden als Bind zwischen einem Pendel und elektrischen Strom. Unter den Versuchen wurden an diesem die kleine Bündel Metallfäden die Höhe gehoben und dann ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß fallen gelassen. Über Jahre hindurch benutzte der Forscher denselben Spinnwebfaden ohne daß dieser in seiner Tätigkeit auch nur das mindeste gegeben hätte!